Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 662. **Dienstag** den 30. Dezember 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

Leipzig, 30. Dezember.

Zolltarif und Reichsfinanzreform.

Es sieht so aus, als ob man in Berlin geneigt wäre, den Gedanken an eine Reichsfinanzreform, der eine Zeitlang der Verwirklichung näher gebracht werden zu sollen schien, wieder einschlafen zu lassen, nachdem der Zolltarif glücklich den Hafen erreicht hat. Man hat sich in unserer Zeit so sehr daran gewöhnt, aus der Hand in den Mund zu leben, daß ein Erfolg für geraume Zeit alle anderen Mißerfolge in den Hintergrund treten läßt. Allerdings besteht ja zwischen Zolltarif und Reichsfinanzen ein ziemlich enger Zusammenhang; aber es ist ein holder Irrtum, wenn man meint, mit der Annahme des Zolltarifs seien nun alle Finanzkalamitäten des Reiches auf einmal und endgültig beseitigt. Vor allem treten ja die erhöhten Zölle nicht sogleich in Kraft; dagegen sind die Ansprüche, welche das Reich stellt, für die Einzelstaaten schier unerschwinglich. Soll doch z. B. Sachsen für das eine Jahr 1902 etwa 10 Millionen durch Ueberweisungen nicht gedeckte Matrikularbeiträge aufbringen, während nach dem Etat für die beiden Jahre 1902 und 1903 nur etwas über 5 Millionen Mark für Reichszwecke verfügbar sind! Und dabei ist Sachsen noch in der verhältnismäßig günstigen Lage, daß es über einen in besseren Tagen aufgesammelten Ueberweisungssteuerfonds von reichlich vier Millionen Mark verfügen konnte, der jetzt natürlich vollständig aufgebraucht wird. Aehnlich ergeht es den meisten mittleren und kleineren Bundesstaaten. Es tut also schnelle Hülfe not, um so mehr, als es sehr fraglich ist, ob von den erhöhten Zolleinnahmen wirklich eine ausreichende Stärkung der kranken Reichsfinanzen zu erwarten ist. In diesem Jahre bleiben, so viel steht fest, 150 Millionen Mark durch Ueberweisungen ungedeckt, 150 Millionen sollen, wie man schätzungsweise berechnet hat, infolge des neuen Tarifs an Zöllen mehr eingehen. Der Flicken würde also ganz genau auf das Loch im Rocke passen, wenn — der Zolltarif schon in die Praxis übersetzt wäre. Man nimmt jedoch in Regierungskreisen als ziemlich sicher an, daß unsere Unterhändler sich bei dem Abschlusse der Handelsverträge von diesen 150 Millionen mindestens 50 werden „abhandeln" lassen müssen. Demnach bleibt, auch wenn die neuen Handelsverträge auf der Basis des vom Reichstage sanktionierten Tarifs zu stande kommen, ein Reichsdefizit immer noch bestehen. Außerdem aber sollte man noch aus einem anderen Grunde die zu erwartenden neuen Zölle nicht allzu zuversichtlich in die Rechnung einstellen, denn sie sind doch nicht als Finanzzölle, sondern als Schutzzölle gedacht und sollen in erster Linie die heimische Produktion fördern. Wird aber dieser Zweck erreicht, erstarkt unsere Produktion tatsächlich unter dem Schutze der Zölle, so wird ein entsprechendes Quantum der Einfuhr überflüssig und die Mehreinnahmen aus den Zöllen zum Teil illusorisch. Dieser Gesichtspunkt wird sehr ernstlich zu beachten sein, wenn man Zolltarif und Reichsfinanzreform mit einander in Verbindung bringen will. So viel aber steht auch nach der Annahme des Zolltarifs fest: die Reform des Reichsfinanzwesens duldet keinen Aufschub! Denn die Ausgaben für Heer und Marine, für Besoldungen und Pensionen, sowie für die Versicherungen befinden sich in stetigem Wachstum, und es ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo Ausgaben, welche jetzt dem Invalidenfonds zur Last fallen, aus den laufenden Mitteln des Reichs gedeckt werden müssen.

Attacken gegen die Landbündler.

Der Eindruck des Austritts des Herrn von Kardorff und — wie es scheint — der ganzen Reichspartei aus dem Bunde der Landwirte ist für die Bundesleitung und dessen publizistisches Organ noch so stark nachwirkend, daß letzteres keine Worte für die Tatsache des Austritts findet, sondern nur die früheren Behauptungen wiederholt, daß die Haltung des Bundes allein richtig gewesen sei. Inzwischen ist dem Bunde aber noch eine zweite fatale Gegnerschaft aus seinen eigenen Reihen erstanden; der Vorsitzende des Bundes der Landwirte für Ostpreußen, Graf zu Dohna-Finckenstein, veröffentlicht nämlich folgende Erklärung:

„Das Bundesblatt für Ostpreußen, das den Mitgliedern des Bundes der Landwirte, die 2 ℳ Jahresbeitrag und darüber bezahlen, umsonst zugeht, wird nicht in Berlin, sondern in der ostpreußischen Druckerei und Verlagsanstalt gedruckt und von einer eigens von der Direktion der Druckerei dazu bestellten Redaktion zusammengestellt. In dem Blatte erscheinen Bekanntmachungen und Erklärungen der Bundeszentralleitung sowohl als auch der Provinzialleitung, außerdem von beiden bestimmte Artikel, die dann aber immer als solche bezeichnet werden sollen. Der neulich von der Redaktion dieses Blattes übernommene Artikel mit den heftigen persönlichen Angriffen gegen diejenigen Konservativen, die für den Antrag Kardorff gestimmt hatten, hat mich um so peinlicher berührt, als unter denselben mir verwandtschaftlich und freundschaftlich nahestehende Herren sich befanden. Ich habe bei der Bundesversammlung Gelegenheit genommen, meine Mißbilligung über diese Art der Redaktion auszusprechen, die weder im Sinne der Zentrale noch der Bundesleitung stand, und ich habe dafür Sorge getragen, daß derartige Verfehlungen in Zukunft nicht mehr vorkommen sollen. Der fragliche Artikel soll in dem „Bundesblatt für Schleswig-Holstein" gestanden haben. Es ist bedauerlich, daß die Redaktion meiner Weisung, vor allem ihren Bedarf bei der „Deutschen Tageszeitung", dem „Berliner Blatt" und der „Korrespondenz des Bundes der Landwirte" zu entnehmen, nicht gefolgt ist. Dem „Bundesblatt für Schleswig-Holstein" steht die Berliner Zentralstelle wie auch selbstverständlich die Provinzialstelle des Bundes für die Provinz Ostpreußen gleich fern."

Da nicht anzunehmen ist, Graf zu Dohna-Finckenstein wisse nicht genau, daß die „Dtsch. Tagztg." die Kardorff-Konservativen mindestens ebenso heftig bekämpft hat und noch bekämpft, wie der gerügte Artikel dies getan, so muß die Erklärung doch wohl als eine öffentliche Warnung an die Adresse der Bundesleitung aufgefaßt werden. An diese Adresse richtet sich ferner ein sehr scharf zugespitzter Artikel der „Berl. Polit. Nachr.", der folgendermaßen schließt:

„Vom Standpunkt unserer nationalen Wirtschaftspolitik ist das Vorgehen Herrn von Kardorffs als der erste entscheidende Schlag gegen die auf die Zerstörung der Solidarität von Landwirtschaft und Industrie gerichteten Bestrebungen der Leiter des Bundes der Landwirte sowie gegen die Pläne zu begrüßen, in dem heißen Kampfe gegen die Sozialdemokratie selbst um den Preis einer Stärkung der letzteren für sich Vorteile zu erlangen. Vivat sequens!"

Bevor aber die Bundesleitung diesen Angriff sich zu Herzen gehen läßt, wird sie abwarten, ob er Unterstützung durch die offiziöse Presse findet. Solange diese schweigt, werden die Herren Dr. Hahn, v. Wangenheim und Dr. Roesicke der Hoffnung leben, daß ihnen trotz alledem bei den bevorstehenden Neuwahlen dasselbe amtliche Wohlwollen werde erwiesen werden, dessen sie sich bei den letzten Wahlen trotz aller Quertreibereien zu erfreuen hatten.

Zur Venezuela-Frage.

An der gestrigen Londoner Börse wurde mit aller Bestimmtheit versichert, England werde die Blockade nur so lange aufrecht erhalten, bis sichere Bürgschaften für die Erfüllung des Haager Schiedsspruches geboten seien. Die britische Regierung habe sich davon überzeugt, daß eine längere dauernde Schädigung des nordamerikanischen Handels mit Venezuela in Nordamerika eine tiefgehende Erregung hervorrufen werde, wodurch bedenkliche Zwischenfälle möglich würden. Die Züchtigung Venezuelas sei aber keineswegs so wertvoll, daß sie die etwaigen Folgen einer voraussichtlichen Entfremdung Nordamerikas aufwiegen könne. Auch Deutschland werde sich wahrscheinlich derselben Erkenntnis nicht verschließen und wenigstens darein willigen, daß die Blockade auf Schiffe unter venezolanischer Flagge beschränkt werde. Als Gewähr für Erfüllung des Schiedsspruches werde genügen, daß ein nordamerikanisches Konsortium, welches ja schon zur Verfügung sei, die Bezahlung der den Mächten zugesprochenen Entschädigungssummen übernehme. — Aus Caracas, 28. Dezember, wird dem „Berl. Lok.-Anz." noch depeschiert:

Zu der Forderung der deutschen Regierung, daß Venezuela, bevor das Schiedsgericht angerufen würde, den bereits festgestellten Teil des geschuldeten Betrages (1 700 000 Bolivares) bezahlen müsse, wird von den amerikanischen sowohl wie von den venezolanischen Behörden bemerkt, daß kein Geld im Lande vorhanden sei, um diese Zahlung zu leisten. Die hiesigen deutschen Geschäftsleute sind über das Verhalten der kaiserlichen Regierung erfreut und hoffen, daß sie auf ihrem Standpunkte verharren werde. Ebenso rechnen sie auf die Einsetzung einer internationalen Finanzkontrolle. Sie sind auch teilweise bereit, der venezolanischen Regierung den von Deutschland geforderten Betrag vorzuschießen, obwohl sie wissen, daß Castro durchaus in der Lage ist, das Geld selbst aufzutreiben. — Die amerikanische Meldung, daß die Blockade eine Kohlennot herbeigeführt habe, trifft auf die deutsche Bahn nicht zu, deren Vorräte noch für 1½ Jahre reichen. Eine Beschlagnahme der Zollhäuser wäre erwünscht. Die Kaufleute bestellen zwar die von ihnen gekauften Waren wieder ab, jedoch verspricht man sich, namentlich in den Kreisen der deutschen Großhändler, einen nützlichen moralischen Erfolg von dieser Maßnahme. — Die Revolution macht weitere Fortschritte, doch fehlt es ihren Anhängern vielfach an Munition. — Das deutsche Schulschiff „Charlotte" trifft morgen in La Guayra ein, um den Dr. Koehler, den behandelnden Arzt der Frau v. Pilgrim-Baltazzi, nach Caracas zu bringen.

Präsident Castro erklärte auf die Frage, ob er bereit sei, die Mächte um Entschuldigung zu bitten: „General Castro hat nichts zu entschuldigen". Bei diesen Worten brach die Umgebung des Präsidenten in lebhafte Hochrufe auf ihn aus. Mit dem Resultate der bisherigen diplomatischen Action ist Castro sehr zufrieden. Er hätte zwar Roosevelt als Schiedsrichter vorgezogen, doch er sei überzeugt, daß, wenn die näheren Tatsachen bekannt würden, die Welt die Ruhe und Mäßigung des venezolanischen Volkes bewundern würde. Das deutsche und englische Vorgehen erzeuge in Südamerika Verachtung für die europäische Civilisation, was er bedauere. — Gewisse Individuen können anständige Leute bekanntlich nicht beleidigen; aber die Mächte hätten besser getan, diesen frechen Bravo nicht mit den Samthandschuhen des Haager Schiedsgerichts anzufassen. Solche Sorte wird nur frecher und vermutet schwächlichen Rückzug, wenn man den Daumen losläßt, damit sie wieder Atem holen können.

Der Kriegszustand in Marokko.

Der Madrider „Heraldo" erhält eine längere Darstellung der neueren, mit der Niederlage des Sultans sich höchst bedenklich zuspitzenden Vorgänge in Marokko, welche mit großer Entschiedenheit die Annahme bestreitet, daß der „Thronbewerber" den Ausrottungskrieg gegen die Europäer bezw. alle Nichtmohammedaner predige. Ueberhaupt sei die Persönlichkeit des angeblichen Prätendenten noch völlig unklar; vielleicht sei der „falsche Prinz" nur eine Mythe, mit welcher Bu Hamara oder andere untergeordnete Kabylenscheiks ihren Ansprüchen größere Bedeutung beizulegen versuchten. Die Hauptsache bei den jetzigen Wirren sei die Unzufriedenheit mit dem von englischen Ratgebern beeinflußten Regiment des jungen Sultans; wahrscheinlich aber werde diese Stimmung von auswärtiger Seite (vielleicht von seiten Frankreichs) durch geschickte Agenten ausgenutzt, um die Berberstämme zum Aufstand zu bringen und einen Thronwechsel herbeizuführen. — Ueber den Schauplatz der blutigen Niederlage, die sich die Sultanstruppen im Kampfe gegen die Anhänger des Prätendenten Bu Hamara zugezogen haben, schreibt de Foucauld in seinem Buche über Marokko: Es gibt zwei Wege von Fes nach Tesa, der kürzere, den man aber niemals einschlägt, geht an dem Flusse Innauen aufwärts durch das Gebiet der Hiaina und der Riata, der andere, gewöhnlich benutzte — den auch die Truppen des Sultans einschlugen — geht durch das Gebiet der Hiaina, der Djul und der Mikneja, indem er die Wohnsitze der Riata meidet und in ihr Gebiet erst kurz vor Tesa mündet. Die letzgenannten drei Stämme sind dem Sultan heerespflichtig, entziehen sich ihrer Pflicht aber nach Möglichkeit, ihr Gebiet ist nicht sehr sicher; aber immerhin reisen die Karawanen dort ohne Bedeckung, wogegen sich Fremde fast nie ohne Begleitung in diese Gegenden wagen. Die Riata, in deren Gebiet Tesa liegt, sind unabhängig und wegen ihrer Wildheit und Raublust berüchtigt. Ohne den Schutz eines ihrer Stammeshäupter kann man keinen Schritt in ihr Gebiet tun und für Ausländer ist ein solcher Schutz schwer zu erlangen. Allmächtig aber ist in diesen Gegenden der Mokadem der großen Sauia des Mulei Edris in Fez, alle Stämme der Gegend gehorchen seinen Winken, wogegen er sich seiner Schutzbefohlenen annimmt, wenn Geschäfte sie nach Fez führen . . . Die Stadt Tesa liegt auf einem Felsen, 83 Meter über dem Bett des Tesaflusses. Im Süden angelehnt an eine hohe Bergkette, im Norden, Westen und Nordosten von schroffen Abhängen umgeben, ist sie nur von Südosten leicht zugänglich. Das Plateau, auf dem die Stadt liegt, fällt nach Osten und nach Westen leicht ab. Tesa ist von Mauern umgeben, die an einigen Stellen doppelt sind; früher waren die Befestigungen, wie einige Mauerreste außerhalb der Stadt zeigen, weit stärker. Die heutigen Mauern haben keinen militärischen Wert, sie sind zerfallen und ausnahmsweise niedrig. Der ganze südliche Teil der Umwallung umfaßt Gärten, dann folgt eine zweite Mauer und hinter ihr die eigentliche Stadt; aber auch hier nehmen nach Osten und Westen hin die Gärten noch viel Raum ein. Tesa scheint 3000 bis 4000 Einwohner zu haben, darunter 200 Juden, die in ein sehr kleines Mellach (Ghetto) eingepfercht sind. Die Stadt hat vier Moscheen, zwei große und zwei kleine, und zwei oder drei geräumige, aber meist

---

Feuilleton.

12]

Rhenania sei's Panier!

Roman aus dem Studentenleben von Arthur Zapp.

[Nachdruck verboten.]

Ein paar Tage später fand in dem Bierdorf Birkenfeld Kirchweihfest statt. Es war ein alter Brauch, daß auch die Studenten in corpore hinauszogen und daß sich ihnen Damen und Herren aus der Stadt anschlossen. Draußen auf dem Festplatze herrschte ein lustiges Treiben. Da hatten sich allerlei Würfelbuden, Karussels, Zauberkünstler, Schießbuden, Schaukeln usw. eingefunden, und unter allen, die sich der dargebotenen Genüsse erfreuten, waren natürlich die Herren Studenten die ausgelassensten. In dem mit Girlanden und Fahnen ausgeputzten Saale des Wirtshauses zum „Lustigen Fink", in dem die Rhenanen ihre Erkneipe abhielten, wurde das Tanzbein geschwungen. Während in einem anderen Wirtshause des Dorfes die Dorfschönen mit den Bauernsöhnen sich im Reigen schwangen, überwog hier das städtische Element. Hier widmete Bruder Studio seine Tanzkunst den schönen Philistertöchtern, die seine Begleitung und seinen Schutz angenommen hatten. Daß auch mehrere der jungen Herren aus der Stadt, die den Studentenkreisen gesellschaftlich nahe standen, an dem Tanze teilnahmen, konnte und mochte niemand wehren.

Kurt Gravenhorst hatte sich den ganzen Nachmittag über sehr glücklich gefühlt. Er hatte Fräulein Wredenkamp auf dem Festplatze umherführen dürfen, sie hatte an seiner Seite einer Kasperlvorstellung beigewohnt, ein paarmal ihr Glück im Würfelspiel versucht und sogar auch nicht verschmäht, mit ihm in einen Karussellwagen zu steigen, während vor ihnen sich Paul Berger und seine Cousine Klara hoch zu Roß produzierten.

Gegen Abend waren sie gemeinschaftlich zum Tanzsaal im „Lustigen Fink" gestiegen, und zum ersten Mal durfte Kurt Gravenhorst seinen Arm um die Taille des anmutigen Mädchens schlingen und sich mit ihr in den Rhythmen des Tanzes wiegen. Das Herz klopfte ihm hoch auf und wie ein Rausch kam es über ihn, als er sie in seinen Armen ruhen fühlte, als ihr Atem ihn umfächelte und ihr Haar ihm Stirn und Mund berührte. Ein toller, übermütiger Gedanke packte ihn urplötzlich. Wie, wenn er die günstige Gelegenheit wahrnahm und seine Wette zum Austrag brachte? Nur eine kleine Wendung brauchte er zu machen, und seine Lippen berührten ihre Wange. Aber es war nur der Taumel einer Sekunde. Schon im nächsten Augenblick schämte er sich vor sich selbst und belegte sich im Stillen mit nicht gerade schmeichelhaften Beiwörtern. Wollte er ihre gute Meinung wieder verscherzen, wollte er ihr beweisen, daß er im Grunde doch nur ein leichtsinniger, plumper Gesell war, der ihres Interesses nicht wert war, sondern nur ihre Verachtung verdiente?

Er atmete hoch auf, als er sie nun zu ihrem Sitz führte, froh, daß er der jähen Versuchung nicht unterlegen war. Dann kam Herr Rusche und nach ihm andere Kommilitonen, die Fräulein Wredenkamp zum Tanze holten.

Später, als man draußen im Vorgarten eine Stärkung zu sich nahm, machte Klara Hellwig den Vorschlag, dem „Roten Ochsen" einen Besuch abzustatten und sich einmal den Tanz der Dorfjugend anzusehen. Alle stimmten begeistert bei, und so machte man sich erwartungsvoll auf den Weg. Ein betäubender Lärm herrschte im Saale des Wirtshauses zum „Roten Ochsen". Das Stampfen der Bauernburschen, das Gekreisch ihrer Tänzerinnen, dazu die Musik, bei der der „Rumpelbaß" und die große Pauke die Hauptrolle spielten — dies alles und das laute Johlen der umstehenden Zuschauer brachte eine Wirkung hervor, von der sich das Trommelfell und die Nerven der Städterinnen nun nicht gerade angenehm berührt fühlten. Während einige der Studenten hier blieben, um mit drallen Bauerntöchtern ein Tänzchen zu wagen, machten sich die übrigen wieder auf den Rückweg zum manierlicheren „Lustigen Fink". Klara Hellwig und Else Wredenkamp eilten Arm in Arm voraus; ihnen folgten Hildegard Hellwig mit einigen anderen jungen Damen, an die sich ein Trupp Studenten und „alte Herren" anschlossen.

Da, gerade am Ausgang des Lokals, trafen die vordersten jungen Damen mit zwei Herren zusammen, deren schwankende Haltung verriet, daß sie im „Lustigen Fink" mehr dem trinkfrohen Gambrinus als der zarten Terpsichore gehuldigt hatten. Die beiden Herren, die Strohhüte trugen, schienen die Damen anzuhalten. Plötzlich ertönte ein Schrei, und Kurt Gravenhorst, der an der Seite Paul Bergers in der ersten Reihe der Studenten schritt, sah, wie einer der Herren Fräulein Wredenkamp am Arm gefaßt hatte und sich bemühte, seinen anderen Arm um ihre Taille zu schlingen.

Im Nu war der zornig aufflammende Student an der Seite der Bedrohten. Mit festem Griff packte er den Frechen an der Schulter und schleuderte ihn mit einem Schimpfwort auf die Seite. Der Betrunkene taumelte, aber es gelang ihm, sich auf den Beinen zu halten. Und nun drang er auf den Studenten ein.

„Dummer Junge!" brüllte er und machte eine Bewegung mit der Hand, um seinem Gegner die Mütze vom Kopfe zu schlagen. Doch Kurt Gravenhorst wich rechtzeitig aus und ehe der andere zu einem neuen Angriff übergehen konnte, wurde er von seinem Begleiter zurückgehalten.

Das Folgende wickelte sich nun in den üblichen Formen ab.

„Ich ersuche um Ihre Karte", sagte Kurt Gravenhorst und lüftete seine Mütze.

Der mit dem Strohhut schien zur Besinnung zu kommen; er zog ein gestricktes Täschchen hervor, entnahm ihm eine Karte, überreichte sie seinem Gegner und nahm von diesem dessen Visitenkarte in Empfang. Dann verneigte man sich kurz vor einander, und die Angelegenheit war bis auf weiteres erledigt und der Weg konnte fortgesetzt werden.

„Ich bedauere sehr", sagte Kurt Gravenhorst, an Else Wredenkamps Seite tretend, „daß ich Sie nicht rechtzeitig vor der Brutalität des Betrunkenen schützen konnte."

Das junge Mädchen war ganz blaß; eine mühsam beherrschte Erregung zitterte ihr in allen Gliedern und glimmte in ihren unruhig flackernden Augen. Sie machte eine abwehrende Bewegung, als wenn sie sagen wollte: „Das ist ja nicht der Rede wert." Dann entgegnete sie, ihn forschend anschauend: „Was wird nun?"

„Nichts! Was soll denn nun noch werden?" erwiderte Gravenhorst in gekünstelt leichtem Tone.

„Aber Sie haben doch Ihre Karten getauscht", warf sie ein und heftete zugleich fragend den Blick auf die an ihrer anderen Seite gehende Freundin. „Das muß doch etwas zu bedeuten haben."

„Allerdings", belehrte Klara Hellwig, die mit dem Studentenbrauch besser vertraut war, mit wichtigem Ernst, „das bedeutet Kontrahage."

„Kontrahage?" fragte Else Wredenkamp, bei dem ihr gänzlich unbekannten Worte unwillkürlich noch mehr erblassend.

„Mein Gott, gnädiges Fräulein", nahm der Student wieder das Wort, „es ist wirklich nichts Besonderes. Eine kleine Mensur — Sie wissen ja —", er deutete lächelnd auf sein Haupt, das er rasch entblößt hatte, und auf dem eine lange Narbe bis zur Stirn hinablief —, „so was ist ganz und gar ungefährlich."

„Sie werden sich duellieren? Nein, nein, das dürfen Sie nicht. Hören Sie, Herr Gravenhorst, versprechen Sie mir, daß Sie sich meinetwegen nicht schlagen werden."

Else Wredenkamps dringliche Worte, ihre halb bittend, halb ängstlich auf ihn gerichteten Blicke erweckten ein süßes, schmeichelndes Gefühl in ihm.

„Aber beunruhigen Sie sich doch nicht wegen der Lappalie", suchte er sie zu beschwichtigen. „Eine Mensur mehr oder weniger, darauf kommt's bei einem Korpsstudenten doch wahrhaftig nicht an."

Sie sah ihn zweifelnd an.

„Wirklich? Um weiter handelt es sich nichts, als um eine gewöhnliche Schlägermensur?"

„Um weiter nichts, gnädiges Fräulein. Sie wissen ja, wir Studenten gehen überhaupt nicht anders los."

Sein unbefangener Ton, mehr noch das überzeugt zustimmende Nicken Klaras, die es auch nicht anders kannte, beruhigten die Aufgeregte. Freilich, die Lust an dem fröhlichen Treiben des Kirchweihfestes hatte sie durch den Zwischenfall verloren, und auf ihre Bitte machte sich die Gesellschaft auf den Heimweg.

Nachdem die Damen nach ihren Wohnungen geleitet waren, hatte Kurt Gravenhorst Zeit, sich die Karte seines Gegners anzusehen. Sie lautete:

Erich Lampe,
Landgerichts-Assessor und Leutnant der Reserve.

Ein eigenartiges, frostiges Gefühl durchströmte ihn und seine Augen leuchteten. Er wußte, daß er einem viel, viel ernsteren Rencontre entgegenging, als Else Wredenkamp es ahnte. Diesmal hieß es, mit gefährlicheren Waffen auf den Kampfplatz zu treten, als mit den verhältnismäßig harmlosen Schlägern. Aber er kannte kein Bedauern und keine Furcht. Im Gegenteil, eine stolze Empfindung erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß es ihm vergönnt sein würde, die dem geliebten Mädchen widerfahrene Unbill mit der Pistole zu rächen.

SLUB
Wir führen Wissen.